

als auch als ihre westdeutschen Altersgenossen. Die Herausforderung besteht freilich darin, eine praktikable und lebenswerte Balance zwischen der Freiheit einerseits und der sozialen und inneren Sicherheit andererseits zu finden.

Michael Hainz SJ

HENGSBACH, Friedhelm: *Das Reformspektakel*. Warum der menschliche Faktor mehr Respekt verdient. Freiburg: Herder 2004. 190 S. (Herder spektrum. 5544.) Br. 9,90.

Friedhelm Hengsbach nimmt in diesem Buch vor allem die Agenda 2010, das Programm zur Reform des Sozialstaates, kritisch in den Blick. Er erkennt zwar einerseits an, daß „Ökonomie ... wichtig ist“, betont aber zugleich, daß sie „nicht alles (ist)“. Der Untertitel des Buchs macht die spezielle Perspektive Hengsbachs auf die Reformproblematik deutlich: Es geht um den menschlichen Faktor. Der Mensch, vor allem der von den Kürzungen, Sparzwängen und Einschnitten real und zum Teil existentiell betroffene, ist sein Bezugspunkt. Er betont mit Recht, daß die Marktregeln von Menschen gemacht und damit keine unausweichlichen Sachzwänge, sondern „nach gesellschaftlichen Maßstäben zu beurteilen“ (Klappentext) sind. Gemeint ist hier allerdings ein sozialetischer Maßstab, den das Zweite Vatikanum in seiner Pastoralkonstitution folgendermaßen formuliert: „Wurzelgrund nämlich, Träger und Ziel aller gesellschaftlichen Institutionen ist und muß auch sein die menschliche Person“ (GS 25). Den Blick auf die an den Rand Gedrängten zu richten, entspricht einem materialen Spezifikum christlicher Sozialethik, das mit der Formel einer „Option für die Armen“ angezeigt wird.

In den ersten fünf Kapiteln seines Buches analysiert und kritisiert Hengsbach – immer unter der bereits genannten Perspek-

tive – das breite Spektrum der Reformansätze. Die Agenda wird im Sinn einer These, die er im weiteren untermauert, als mißraten dargestellt. Ursache für den Mißerfolg sei unter anderem das Menschenbild der Agenda; sie habe sich den idealen Agenda-Menschen zurechtgeschnitten als den souveränen, ursprünglich leistungsfähigen und -bereiten, gesellschaftlich entkoppelten, flexiblen, mobilen und selbstorganisierten Menschen, wobei dieses Menschenbild keinerlei Rückbindung an die Realität habe. Die Entwicklung des Sozialstaatsdenkens in den letzten 30 Jahren hin zu „marktradikal wirtschaftsliberalen Bekenntnissen“ (21), orientiert an den US-amerikanischen Verhältnissen, wird als Hintergrund der ausschließlich ökonomischen Ausrichtung der jetzigen Reformen skizziert. Trenderklärungen, die in der allgemeinen Debatte immer wieder zu hören sind, vor allem das Problem der demographischen Entwicklung und der Globalisierung werden ebenso kritisch als zu kurz greifend dargestellt wie die (in Anlehnung an Walter Benjamin so bezeichnete) „Religion des Geldes“ und das soziologische Phänomen „Arbeitsgesellschaft im Umbruch“.

Im sechsten Kapitel – gleichsam als Dreh- und Angelpunkt – stellt Hengsbach das für seine Analyse und Kritik entscheidende sozialetische Kriterium vor: Er entfaltet sein (durchaus klassisches) Verständnis von Gerechtigkeit, in dem – so charakterisiert er das Spezifikum – der Gleichheit der absolute Vorrang gebührt. Dies belegt er anhand von drei Gleichheitsgrundsätzen, die aber durchaus kompatibel scheinen mit der Bedeutung von Gerechtigkeit als „Jedem das Seine“. Demnach ist es gerecht, „Personen, die gleich sind, gleich zu behandeln; und... Personen, die ungleich sind, ungleich zu behandeln“ (120); Gerechtigkeit bedeutet die „Zuteilung von Gütern und Rechten

an alle Personen im Verhältnis zu dem, was ihnen zukommt“ (121) und schließlich, „daß jede Person einen Anspruch darauf hat, mit der gleichen Achtung und Rücksicht behandelt zu werden wie jede andere.“ (ebd.)

Die Kapitel sieben bis neun zeigen konstruktiv Anknüpfungspunkte in der gegenwärtigen Struktur von Staat und Gesellschaft auf: So werden etwa die Chancen des Sozialstaats, in der aktuellen Debatte zu meist als „Kostenfaktor und Wachstumsbremse entwertet“, positiv hervorgehoben „als Produktivitätsbeitrag und Wachstums-motor“. „Denn der soziale Frieden in den Betrieben und Unternehmen“ – zu ergänzen wäre hier: in der Gesellschaft als ganzer – „ist ein positiver Standortfaktor und eine Grundlage stabiler Profiterwartungen“ (134). Das Konzept einer „konstitutionellen Solidarität“ (141) wird für die Bereiche der Renten- und der Gesundheitsreform buchstabiert, zivilgesellschaftliches Engagement vor allem von Unternehmen (corporate citizenship) wird in seinen Chancen hervorgehoben, die Möglichkeiten einer zivilen Bewegung, die sich konkret gegen die sozialen Einschnitte der Agenda 2010, speziell von Hartz IV richtet, werden als „Ausdrucksform direkter demokratischer Beteiligung“ (176) entfaltet.

Mit seiner Kritik an den aktuellen Reformansätzen, bei denen es letztlich um eine radikal marktliberale Ausrichtung geht, die soziale Kälte und den Verlust der sozialen Kohäsion bewirkt, spricht Hengsbach sicher einem Großteil der Bevölkerung aus der Seele. Daß der Mensch im Mittelpunkt stehen soll, ist einer, wenn nicht sogar der Kernsatz christlicher Soziallehre und eine zwingende Konsequenz des christlichen Menschenbildes. Aber dieser Grundsatz gibt eben noch keinerlei Handlungsanweisung. Und genau das macht die Problematik des Buchs aus: Um deutlich

werden zu lassen, wie dieser Grundsatz in unserer hochkomplexen ökonomischen, gesellschaftlichen, globalen und politischen Sachlage sich in ein angemessenes, den Menschen eher berücksichtigendes Konzept umsetzen läßt, ist es unverzichtbar, in differenzierter Weise immer auch die andere Seite zu hören.

Sicher werden durch die Arbeitsmarktreformen Menschen in prekäre Arbeitsverhältnisse gebracht, *aber* es gibt genauso Menschen, die die neuen Möglichkeiten (Mini-Jobs, bzw. Ein-Euro-Jobs) als Chance sehen, um die positiven Effekte für die eigene Persönlichkeitsentwicklung, für das Selbstwertgefühl, für die eigene Qualifizierung zu nutzen. Sicher birgt das Konzept des „aktivierenden Sozialstaats“, das der Agenda 2010 zugrundeliegt, die Gefahr, (Langzeit-)Arbeitslosigkeit als Folge individuellen Fehlverhaltens zu sehen, *aber* zugleich impliziert diese Arbeitsmarktreform auch – allerdings bei weitem nicht genügend umfassende – Überlegungen zu strukturellen Änderungen auf dem Arbeitsmarkt, damit die Menschen schneller und unkomplizierter in neue Arbeitsverhältnisse vermittelt werden können. Sicher fordert Hartz IV von den Arbeitslosen sehr viel an Eigeninitiative, sicher gibt es auch die Gefahr des Überforderns, *aber* es gibt auch eine (moralische, aus dem Subsidiaritätsprinzip folgende) Verpflichtung, um des Ernstnehmens der Würde des Menschen willen ihn zur Mobilisierung seiner eigenen Kräfte anzuhalten. Sicher bergen einige der geplanten Maßnahmen die Gefahr der „Deformation der Solidarität“ (17), sicher gibt es grundrechtlich abgesicherte Ansprüche an das Solidarsystem, *aber* das Subsidiaritätsprinzip fordert auch die Leistungserbringung auf der Seite der Bürger und Bürgerinnen, die in der Lage dazu sind, einen eigenen Beitrag zu leisten.

Die Reihe dieser Aspekte, die im Buch

mit Recht genannt sind, die aber der Redlichkeit halber und der Seriosität der Argumentation wegen immer um die Kehrseite des Problems ergänzt werden müßten, ließe sich noch weiter fortsetzen. Der Band benennt jedoch äußerst wichtige und in der Diskussion zuweilen vergessene Aspekte, allen voran den Kernsatz christlicher Sozialethik als entscheidenden Maßstab dieser hochaktuellen Reform- und Sozialstaatsdebatte. Statt vom menschlichen Faktor zu sprechen (was doch eine Anpassung an die sowieso beherrschende Sprache der Ökonomie signalisiert), wäre es besser, davon zu reden, daß hinter allen Faktoren, die die Ökonomie bestimmen, menschliche Schicksale stehen, die nicht aus dem Blick geraten dürfen. Zugleich aber hat sich gezeigt, daß gerade, um dieser Maxime gerecht zu werden, eine differenziertere und sachgemäßere Darstellung der Problemlage und der Lösungsansätze Hengsbachs eigentlicher Intention angemessen gewesen wäre.

*Ursula Nothelle-Wildfeuer*

BUTTERWEGGE, Christoph – KLUNDT, Michael – ZENG, Matthias: *Kinderarmut in Ost- und Westdeutschland*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften 2005. 334 S. Br. 24,90.

Der Kölner Politikwissenschaftler und unermüdliche Armutsforscher Christoph Butterwegge zeigt in seinem neuen Buch, daß Kinderarmut ein äußerst vielschichtiges, multidimensionales Phänomen ist und daher auch nicht mit allzu einfachen Strategien („Mehr Bildung!“ „Mehr Geld!“), sondern nur mit einem abgestimmten Mix aus bildungs-, familien- und sozialpolitischen Strategien sowie mit angemessenen sozialpädagogischen Handlungskonzepten bekämpft werden kann.

Nach einer umfangreichen, fast 100seitigen und nicht immer prägnanten Darstel-

lung des gesamtgesellschaftlichen Kontexts von Kinderarmut mit aktuellen und auch wertenden Bezügen zu den „Hartz-Reformen“ sowie einer Schilderung des Forschungsstandes zur Kinderarmut werden Untersuchungsmethode und -ergebnisse einer aktuellen Studie erläutert, in der mittels einer „dualen Armutsforschung“ die Lebenslage und auch das subjektive Selbst-Erleben von 20 Erfurter und 40 Kölner Kindern zwischen neun und elf Jahren vor allem durch „problemzentrierte, narrative Interviews“ untersucht werden. Die Befragung von rund 300 Kindern mittels Fragebogen ergänzt die empirische Basis. Die spontan gering erscheinende, im Vergleich zu anderen Studien jedoch noch relativ hohe Zahl der qualitativ befragten Kinder ist für die Autoren ein Indiz für die generelle Tendenz zur Tabuisierung: „Wenn ein Armutsforscher Kinder als Betroffene und Experten ihrer eigenen Lage befragen will, antworten die meisten Erzieherinnen, Lehrer/innen und Schulleiter/innen: ‚Bei uns gibt es keinerlei Armut. Versuchen Sie es doch in der Kita oder der Schule nebenan!‘“ (10).

Deutlich werden durch die Untersuchung die in der Regel unspektakulären, ganz alltäglichen und daher auch leicht auszublenkenden Erscheinungsformen von Kinderarmut, die gleichwohl eine nachhaltige Wirkung auf Erleben und Handeln der Kinder haben: etwa der fehlende Raum für Kindergeburtstage (und damit die Gefahr sozialer Exklusion) oder das mangelnde Geld für Nachhilfe (und damit die Nicht-Kompensation der ohnehin geringeren Bildungschancen).

Gibt es, wie der Titel „Kinderarmut in Ost- und Westdeutschland“ nahelegt, wesentliche Ost/West-Unterschiede bezüglich der Armutsproblematik? Die Studie sieht eher Gemeinsamkeiten bestätigt: „Man kann mit Blick auf Ost- und Westdeutsch-